



Leseprobe

Francesco M. Cataluccio

Die ausradierte Stadt

Tschernobyls Katastrophen

Übersetzt von Sigrid Vagt

ISBN (Buch): 978-3-552-05581-0

ISBN (E-Book): 978-3-552-05591-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05581-0>

sowie im Buchhandel.

## Die Landkarte des Wermuts

Einige meiner seltsamsten Abenteuer begannen in Antiquariaten, diesen Orten widersprüchlicher Zerstreungen, an denen man entdeckt, was man nicht erwartet, und vieles in der Schwebeliege bleibt, ohne dass man zu einem Schluss gelangt.

Im milden September 1983 betrat ich eine kleine Pariser Buchhandlung zwischen der Rue Madame und der Rue du Vieux Colombier, die wie eine klassische Freimaurerloge auf älteren Bildern von Landkarten und Drucken ägyptischer und babylonischer Bauwerke überquoll. Ich hatte vor, eine alte Landkarte von Polen als Geschenk zu kaufen. Es gab aber keine, und so wurde mir stattdessen eine farbige Karte der Ukraine angeboten: ein schönes Rollbild, ein Stich von Johann Baptist Homann (1663–1724) aus Nürnberg aus dem Jahr 1705. Oben links, eingerahmt von einigen seltsamen Gestalten mit Schnurrbart, Lammfellmütze und gezücktem Säbel, stand geschrieben: »Ukrania quae est terra cosaccorum«.

Während ich die Karte noch unschlüssig betrachtete, näherte sich ein anderer Kunde: riesengroß, blasses Gesicht, das blonde, pomadisierte Haar sorgsam über den kahlen Schädel gekämmt, eleganter, wenn auch leicht abgetragener schwarzer Gehrock. Unverständliche Namen brummelnd stellte er sich vor und behauptete, Fürst von Sonstwo zu sein: »Deuter und Erforscher chemischer Phänomene«.

Er sprach ein leicht asiatisch angehauchtes Französisch, wechselte dann aber ganz selbstverständlich in ein Italienisch mit spöttisch neapolitanischem Akzent. Behutsam nahm er mir die Karte aus der Hand und betrachtete sie leicht seufzend. Mit nikotingelbem Zeigefinger fuhr er in der Kartenmitte senkrecht die schwarze Linie eines Flusses entlang und flüsterte: »Das ist der bittere Dnipro, der Dnjepr, den schon Herodot unter dem Namen *Borysthenes* erwähnt, was auf Skythisch ›weites Land‹ bedeutete; die Römer hingegen nannten ihn *Danaper*. Hier bildet er fast einen See, und ein wenig weiter oben, in einem Netz von Flüssen, trifft er auf den Prypjat, von *prypetsch*, was – wie Sie sicher wissen – ›sandiges Ufer‹ bedeutet. Sehen Sie hier, an der ersten Biegung links steht Czernobel oder Tschernobyl. Der Name der Stadt leitet sich aus der Zusammensetzung von *tschornyi* (schwarz) und *byllja* (Grashalme oder Stengel) her. Die wörtliche Bedeutung wäre also: schwarzer Stengel. Die Herkunft dieses Namens ist nicht recht bekannt, es gibt mehrere Hypothesen. Eine davon leitet ihn aus der ukrainischen Bezeichnung für die Artemisia (*Artemisia absinthium*) ab, die zusammen mit dem Samen von grünem Anis, Fenchel, Ysop, Melisse, vermischt mit Engelswurz, Minze, Wacholder, Kamille und Koriander den Hauptbestandteil des Wermuts bildet.«

Barbara, meiner polnischen Freundin, der ich die Landkarte mitbrachte, gefiel das Geschenk ganz und gar nicht. Sie wurde sogar furchtbar wütend, warf damit nach mir und rief voller Verachtung: »Diese Ukraine ist immer polnisch gewesen: Siehst du nicht, dass dort auch Lublin, Lemberg und das ganze Podolien liegen!« So behielt ich die Karte. Und ein wenig ist es auch ihre Schuld, dass ich mich, als das Kernkraftwerk explodierte, in der Nähe befand: in

einem Häuschen, umgeben von einem Garten mit Apfelbäumen, am Stadtrand von Warschau.

Durch Tschernobyl wurde ich radioaktiv. Dieser Name hat sich anmaßend und heimtückisch in mir eingenistet, sodass ich irgendein Medikament mit schädlicher Wirkung vor allem auf Gedächtnis und Gemüt schlucken musste. Und sei es auch nur, um das Schicksal zu beschwören und meine Eltern zu beruhigen.

Ein paar Jahre lang frequentierte ich deshalb die altherwürdige, wohlriechende Apotheke San Giovanni. Der Inhaber hatte eine komische Brille um den Hals hängen, war stets freundlich und sprach mit weichem R. Er war stolzer Repräsentant eines mit allen Wassern gewaschenen Apothekergeschlechts, das nun im Aussterben begriffen war. Hinter ihm, zwischen den himmelblauen Regalen voller alter Dosen, prangte ein Druck von Leonardo da Vincis *Johannes der Täufer* mit dem Lächeln in den Augen und dem gen Himmel weisenden Zeigefinger. Ich sah in dieser Geste weniger die Mahnung, das, was größer ist als wir, nicht aus dem Blick zu verlieren, als vielmehr einen spöttischen Ausdruck des Triumphes, wie bei manchen Fußballspielern, wenn sie ein Tor geschossen haben. Ganz zu schweigen davon, dass in meinem Fall vom Himmel, auf den der Finger verwies, die radioaktive Pest heruntergeregnet war.

Der folgende Bericht ist offensichtlich Ausdruck meiner beschränkten, hinter vielen Geschichten und Abschweifungen verborgenen Sicht, aber er ist auch ein kleiner Beitrag zur Wiederaufwertung eines den Dämonen zum Opfer gefallenen Städtchens, das sich wohl auch ein anderes, ruhigeres Schicksal gewünscht hätte.

Letztes Jahr im November stand ich in eisiger Morgenfrühe auf dem langen Gehsteig vor dem rostigen Bahnhof von Kiew. Auf zig Busse verteilten sich Frauen jeden Alters, die zur Arbeit in alle Gegenden Europas fuhren. Direkt vor einer modernen, übertrieben vergoldeten orthodoxen Kirche parkte ein gelber Kleinbus mit einem Fähnchen, auf dem das Symbol für Radioaktivität zu erkennen war. An der Fahrertür lehnten zwei junge Männer, die Begleiter: einer hager und bärtig, schwarzgekleidet, mit dem mystischen Aussehen eines orthodoxen Priesters; der andere vier-schrötig, das Gesicht von Pickeln entstellt, mit Militärhaarschnitt und zwei Ohrringen auf jeder Seite. Sie warteten auf die Kunden und überprüften deren Anmeldung auf einem nagelneuen iPad. Wir waren zu siebt: zwei Physiker von der Universität Sankt Petersburg, ein fröhliches Pärchen aus Moskau, eine weißrussische Psychologin, die aussah wie Juliette Binoche in blond, und ein Litauer mit reich bestückter Fotoausrüstung.

Nach Erledigung der Formalitäten ließen sie uns einsteigen. Die erste Überraschung war, dass die Schiebetür nicht richtig schloss. So war ich die ganze Fahrt über einem schneidend kalten Wind ausgesetzt. Aber was mich an diesem Bus am meisten störte, war der faulige Gestank, wie nach Kohlfürzen und Wodka.

Nachdem wir die Stadt hinter uns gelassen hatten, bogen wir in eine monotone, völlig leere LKW-Piste ein, die von dichten schwarzen Wäldern flankiert war. Von Zeit zu Zeit am Straßenrand Polizeiwagen, halb verdeckt von kältestarren Polizisten. Nach einer halben Stunde schläfrigen Schweigens griff der Picklige, der neben dem wortlosen Fahrer saß, zum Mikrophon und trug mit starrem Blick nach vorn »eine kurze Einführung in die Ausflugsfahrt«

vor. Er sagte, es sei nichts mehr zu befürchten, denn »es ist alles sicher«. Zum ersten Mal hörte ich die Bezeichnung »Zone«: »Nichts Essbares darf in die Zone hineingebracht und nichts mit herausgenommen werden; alles, was Ihnen zu Boden fällt, muss in der Zone gelassen werden.« Dann schaltete er einen an der Decke des Kleinbusses angebrachten Min fernseher ein und zeigte uns einen Dokumentarfilm vom National Geographic mit dem Titel *The Battle of Chernobyl*, der uns erst recht das Blut in den Adern gefrieren ließ und den Wunsch in uns weckte, auf der Stelle kehrtzumachen. Aber jetzt war es zu spät: Ein ausgeleierter Militärschlagbaum versperrte uns den Weg. Man ließ uns aussteigen, um uns zu identifizieren. Mit Handbewegungen, als hätten sie Angst, den Mund zu öffnen, bedeuteten die Wachposten uns, einen breiten Streifen »Niemand s land« zu überqueren, auf dem ein paar streunende, halb nackte Hunde müde herumschnüffelten. Wieder im Bus fuhren wir im Schrittempo eine breite gerade Straße entlang, vorbei an ein paar Häuschen in offensichtlich verlassenen Zustand. Ein wenig später abruptes Bremsen: Alle schnell raus auf einen Seitenpfad, um einen alten Mann mit einem Karren zu fotografieren, der eilig davonlief wie ein aufgeschrecktes Tier.

Die Landschaft ringsum wurde immer konturenloser. Da kein Schnee lag, war die vorherrschende Farbe salbei grün, und die fahlen Birken waren alle noch klein und jung.

Als wir den Stadtrand von Tschernobyl erreichten, sahen wir einige wenige Häuser im sowjetischen Stil, umgeben von krummen Bäumen. Man sagte uns, in der gesamten Zone gebe es nur 700 Einwohner: Männer und Frauen, zumeist ältere, die sich entschieden hätten, ungeachtet der Gefahr in ihre Häuser zurückzukehren, sowie Arbeiter, die

sich nur vierzehn Tage dort aufhalten dürften und sich danach ebenso lange ausruhen und Gesundheitskontrollen unterziehen müssten. Weiter hieß es, die Stadt Tschernobyl sei, obwohl nur 29 Kilometer vom Kernkraftwerk entfernt, relativ wenig von den Auswirkungen der Strahlung betroffen gewesen. Der radioaktive Staub habe sich wegen des Windes eher nach Norden ausgebreitet und Weißrussland verseucht. Allerdings sei im Oktober 1988 die Rede davon gewesen, einen Teil der kontaminierten Stadt dem Erdboden gleichzumachen, eine Lösung, die man aber verworfen habe, weil mit dem Schutt der abgerissenen Häuser Unmengen an radioaktiven Teilchen aufgewirbelt worden wären.

Im Empfangszentrum, auf einem Schild pompös als »Chernobyl Interform Agency« bezeichnet, duftete es angenehm nach heißer Rübensuppe. Ein Mann im Tarnanzug begrüßte uns. Es war unser Begleiter, der die bereits gehörten Empfehlungen wiederholte und uns einen Stapel Papiere unterzeichnen ließ, mit dem wir jegliche Verantwortung für alles, was uns zustoßen könnte, übernahmen. Ich betrachtete ihn näher: Sein kantiges Gesicht, streng und melancholisch, erinnerte mich an einen Filmschauspieler. Aber aus welchem merkwürdigen Film?

Zusammen mit unserem Begleiter gingen wir ein paar Schritte bis zu der ehemaligen Busstation, um ... einen Kaffee zu trinken und einen Imbiss zu uns zu nehmen. Der bunte kleine Lebensmittelladen, der von einer blonden Frau mit gerötetem Gesicht und lauter Goldzähnen geführt wurde, strotzte vor Leckerbissen: Eier, Gemüse, Wodka, Bier, Wurst und Käse in leuchtenden Farben. Alles gut sichtbar im Freien präsentiert. Mich reizten die kleinen smaragdgrünen Gurken. »Die sind nicht gut«, sagte

die Verkäuferin barsch. »Haben Sie die nur zur Dekoration?«, fragte ich. Sie setzte ein goldenes Medusenlächeln auf und strahlte mich an. Es gab auch eine Tiefkühltheke, auf die sich meine Reisegefährten stürzten, die den restlichen Vormittag über immer wieder verstohlen rosafarbene Krebsfleischstangen aus ihren Brotbeuteln zogen und sie lutschten wie einen Lolly.

Wir fuhren weiter auf den älteren Teil der Stadt zu: ein paar verlassene, einstöckige Häuser, manche noch aus Holz. Eine klare Stadtstruktur war nicht zu erkennen, manchmal markierten Eckgebäude aus dem vergangenen Jahrhundert eine Straßenkreuzung. Es sah aus wie ein trauriger, dichter Wald, mit Häusern hier und da, ohne Licht und Leben. Zerbrochene Lattenzäune umgrenzten das, was einmal blühende Obst- und Gemüsegärten gewesen waren, wie sie zahlreiche ländliche Behausungen umgeben hatten, die sich im Lauf der Jahrhunderte aneinanderreihen, bis sie eine grüne Stadt bildeten. Die Stalinzeit und der Hitlerkrieg hatten bereits dafür gesorgt, unbewohnte Flecken zu schaffen und die wenigen Gebäude herauszureißen, die diese Welt ehemals zusammenhielten: Zerstört worden waren vor allem die Synagogen und die Geschäfte und Wohnhäuser der Kaufleute. Nur die alte orthodoxe Kirche mit der Glockenturmfassade, restauriert und bemalt wie eine Marzipantorte, war als einziges öffentliches Gebäude stehengeblieben.

Man konnte aber spüren, dass das alte Tschernobyl im Unterschied zu allen anderen städtischen Ansiedlungen im Umkreis von 30 Kilometern eine lange eigene Geschichte hatte und den Zauber mancher verlassener antiker Städte besaß, wie es sie zum Beispiel in Syrien nördlich von Aleppo gibt.



Wir besichtigten die Feuerwehrkaserne, vor der ein modernes graues Denkmal zu Ehren der Feuerwehrmänner steht, die als erste in das Kraftwerk geeilt waren und danach alle gestorben sind. Mit all den sich krümmenden Spritzenschläuchen erinnert es an die Laokoon-Statue. Auf der Gedenktafel steht: »Denen, die die Welt gerettet haben«.

Wir stiegen wieder in den Bus und fuhren durch eine absolut öde Ebene. Nach Überquerung einer gespenstischen, mit hohen Neonlampen gespickten Brücke über den Prypjat hielten wir plötzlich vor dem Kraftwerk. Wie alles, was man sich vorstellt oder auch schon auf Fotos gesehen hat, wirkte es viel kleiner und harmlos. Mit seinem Schornstein sah es aus wie ein Fischkutter, der in dem Kühlwasserkanal angelegt hatte, der das Kraftwerk umgab. Das Kanalwasser war still und pechschwarz. Früher hatte es darin von seltsamen, rötlich schimmernden Fröschen gewimmelt. Einer der beiden Petersburger Physiker fragte, ob es heute noch Fische dort gebe, und erhielt eine knappe Antwort: »Aber sicher, aktive und radioaktive.« Ein Freund in Kiew, der mir bei den Formalitäten zur Beantragung der Besucherlaubnis für Tschernobyl geholfen, es aber höflich abgelehnt hatte, mich zu begleiten (»Ich war schon mal da, ich bin jung und möchte Kinder haben«), erzählte mir später von einem Experiment mit einem großen Brotlaib, das er einige Jahre zuvor durchgeführt hatte, als er mit einer Delegation aus Vicenza, wo man regelmäßig Kinder aus den radioaktiv belasteten Gebieten aufnimmt, dort gewesen war. Von der kleinen Brücke hatte er Brotstückchen in den Kanal geworfen, und sofort hatten sich schwarze Fische daraufgestürzt. Dann hatte er das restliche halbe Brot in einem Stück hineingeworfen, und aus

dem Wasser war ein Riesenvieh aufgetaucht, das seinen Schlund aufriss und den ganzen Happen auf einmal verschlang.

Je länger unser »Besuch« dauerte, desto mehr begriffen wir, dass Fragen nicht besonders erwünscht waren. Alle hätten wir gern gefragt (verkniffen es uns aber vorsichtshalber), warum der Schornstein rauchte und man ein geschäftiges Hin und Her von Menschen hinter dem Zaun beobachten konnte: Männer, die aus Kleinbussen mit dem blauen Sternenbanner der Europäischen Union stiegen. Ich entdeckte sogar, aber vielleicht war das nur eine patriotische Halluzination, einen Lieferwagen des italienischen Maschinenbauunternehmens Ansaldo. Ein Teil des Kraftwerks war offensichtlich in Betrieb. Nur der Betonsarkophag links vom Schornstein, der das immer noch schlagende Herz des Reaktors Nummer 4 bedeckt, wirkte ruhig und feierlich wie ein babylonischer Katafalk. Ein anthrazitfarbenes Riesenpflaster sozusagen, im Kontrast zu dem auftrumpfenden Rot des Nachbarreaktors Nummer 5.

Vor einer großen Gedenktafel an der Mauer hinter dem Kraftwerk machten wir Fotos. Auch dort wurde an diejenigen erinnert, »die die Welt gerettet haben«. Die Nachbargebäude durften wir jedoch nicht fotografieren.

Wir fuhren wieder los, überzeugt, dass der Besuch beendet sei, dass wir unsere Maximaldosis an Strahlung absorbiert hätten und nun in die normale Welt zurückkehren könnten, um dort schön zu Mittag zu essen. Stattdessen schaukelte unser Fahrzeug eindeutig in Richtung Osten, und kurze Zeit später standen wir vor einem jener überdimensionalen Schriftzüge aus Stahlbeton, die den Namen sowjetischer Städte anzeigen: Prypjat.

Die Stadt am Ufer des gleichnamigen Flusses wurde

1970 zwölf Kilometer vom Kraftwerk entfernt für die Wissenschaftler und die Belegschaften mit ihren Familien gebaut. Hier lebten 45 000 Menschen (davon 16 000 Kinder), die aus allen Teilen der UdSSR stammten. Was ihren Lebensstandard anging, waren die Einwohner gegenüber der großen Mehrheit der anderen Sowjetbürger privilegiert: Sie verdienten im Schnitt dreimal so viel; sie wohnten in Häusern, die solider und komfortabler gebaut waren; jeder hatte eine eigene Wohnung und ein Auto; es gab gute Schulen, Sportanlagen, einen großen Vergnügungspark und Geschäfte mit allem, was das Herz begehrt.

Doch das war eine Falle. Nur sehr wenige wussten, welche Gefahren ihnen drohten.

Nach der Reaktorexlosion war Prypjat die am stärksten verstrahlte Wohnsiedlung. Am 28. April wurden unter strengster Geheimhaltung sämtliche Einwohner innerhalb von zwei Stunden evakuiert. Sie mussten fast alles zurücklassen. Die meisten wurden in sibirische Städte umgesiedelt, um zu verhindern, dass sie ihre Tragödie erzählten. Trotz der vielen Jahre, die seitdem vergangen sind, trotz der mehr oder weniger erlaubten Rückkehr, um die eigenen Sachen zu holen, und der Raubzüge armseliger Plünderer sieht heute alles noch genauso aus wie damals: Die leere Stadt scheint gerade erst verlassen worden zu sein, und das verstärkt ihre geisterhafte Atmosphäre.

Was an den modernen, am Reißbrett entworfenen Städten auffällt, ist der fehlende Zusammenhang. Die Blöcke sind voneinander getrennt wie lauter einzelne Inseln, ohne Beziehung zueinander. Die Monstrosität städtebaulicher Planungen, die die gemeinschaftlichen Bedürfnisse der Menschen außer Acht lassen, zeigt Prypjat in seiner heutigen Trostlosigkeit sehr deutlich.

Gleich nach dem Kontrollpunkt, der erahnen lässt, dass die ganze Stadt mit Stacheldraht umzäunt ist, fuhren wir an einem bunten Holzkreuzifix mit einem ausgezehrten Gekreuzigten vorbei und bogen dann in eine baumbestandene Allee mit einer langen Reihe von Plattenbauten. So gelangten wir auf den großen Platz mit dem Hotel, den Fontänen in kühnen Formen und einem riesigen Gebäude aus Glas und Säulen, dem Haus der Kultur, mit der ehemaligen Neonschrift, die heute wie Hohn wirkt: DOM KULTURY ENERGETYK.

Man ließ uns in viele Häuser hineingehen, einige hatten noch geschlossene Fenster und intakte Scheiben. Wir stiegen Treppen voller Schutt und liegengelassener Sachen hinauf und schlenderten ungeniert durch verstrahlte Wohnungen. Wir besichtigten und fotografierten alles: das Schwimmbad mit dem Olympiasprungbrett, das traurig in die bläuliche Leere des geräumigen Beckens ragt; die Turnhallen mit dem unversehrten Muster des Parkettbodens; das elegante Café-Restaurant mit der zum trüben Fluss hin gelegenen Terrasse und einer Wand aus buntem Glasmosaik, das wie ein Kaleidoskop aussieht; die düstere Polizeistation mit den verriegelten Zellen und den leergeräumten Spinden.

In einer kurzen Pause erzählte uns der Fahrer, dass er am Abend des 27. April 1986, als er mit dem Taxi seine Schicht fuhr, im Radio *Voice of America* gehört und so von dem »Störfall« erfahren habe. Als er sich dem Parkplatz näherte, sah er, wie die Polizei die Taxifahrer holte, um sie für die Evakuierung der Menschen einzusetzen. Er floh nach Hause und schickte seine Familie zu seiner Mutter auf die Krim. Anschließend hielt er sich mehrere Wochen lang versteckt: »Meine Kollegen, die zwischen Prypjat und der Ver-

teilerstation hin- und herpendelten, sind später alle gestorben.«